

Berichte

Der zweite Weltkongreß für Soziologie in Lüttich

Vom 24. August bis zum 1. September 1953 fand im arbeitsamen Liège (Lüttich), von der Stadtverwaltung und dem Gouverneur der Provinz aufs herzlichste bewillkommt, der Zweite Weltkongreß der International Sociological Association statt. Waren vor zwei Jahren in Zürich¹ beim Ersten Weltkongreß erst zwanzig Länder vertreten, so konnten diesmal Frau Alva Myrdal, die eine Botschaft der Unesco überbrachte, und das Präsidium der ISA, nach Louis Wirths Tod durch Morris Ginsberg (London) und Georges Davy (Paris) vertreten, sowie, gleichsam als Gastgeber, J. Haesaert (Gent) Soziologen aus über vierzig Ländern begrüßen: Nord- und Südamerikaner, Inder, Japaner, Australier, Afrikaner; vom europäischen Kontinent insbesondere Franzosen, Engländer, Belgier, Holländer; der starke Anteil aus den skandinavischen Ländern zeugt für den Aufschwung, den dort die Soziologie seit 1945 genommen hat; Italiener, Jugoslawen, Türken. Gut war Israel vertreten. Die Deutschen stellten nur eine kleine Gruppe und keineswegs eine repräsentative dar, es sei denn in dem Sinn, daß die geringe Beteiligung dem Zustand entspricht, worin sich die Soziologie hier auch jetzt noch befindet, nachdem sie lange Jahre von der außerdeutschen Entwicklung abgeschnitten war. Aus der sowjetischen Einflußsphäre war niemand erschienen; freilich ist, was dort „Gesellschaftswissenschaft“ heißt, mit dem, was sonst heute allgemein „Soziologie“ genannt wird, kaum zu vereinen. Die Spannungen, die sich gewiß ergeben hätten, würden zugleich ein Licht auf die Spannungen haben werfen können, die der Kongreß als eines seiner Themen gewählt hatte.

Die Kongreßsitzungen gruppieren sich um vier Hauptthemen: Soziale Schichtung und Mobilität; Konflikte und ihre Schlichtung (mit den Untergruppen: Internationale Spannungen; soziale Spannungen in der Industrie; Konflikte zwischen „Rassen“ und Kulturen); Berichte

¹⁾ Vgl. den Bericht G. A. Spechts über den Ersten Weltkongreß in Schmollers Jahrbuch.

über den Stand der soziologischen Forschung in einzelnen Ländern, und schließlich über die Ausbildung, die beruflichen Tätigkeiten und die Verantwortung des Soziologen — also ein überaus umfangreiches Programm! Wie bereits in Zürich wurden die eingereichten Diskussionsbeiträge („papers“) jeweils in Berichten zusammengefaßt und dann kurz kommentiert, wobei der Kommentar häufig darin bestand, daß der Redner wiederholte, was er bereits schriftlich eingereicht hatte. Aber auch die übergroße Fülle der Referate ließ es nur selten zu einer echten Diskussion kommen; es ist möglich, daß die akustischen Mängel sie anfangs verhinderten, bis diese von René Clément (Liège) gemeistert wurden, der für den sonst guten organisatorischen Ablauf der Tagung sorgte, deren arbeitsreiche Sitzungen aufs freundlichste von mancherlei Einladungen, u. a. nach Maastricht, unterbrochen wurden.

Die Menge der papers (insgesamt 135, nebst einem umfassenden Bericht von Frau Jessie Bernard über die neuesten Forschungen zur Soziologie des Konflikts) verbietet es, hier auf alle einzugehen. In zwei Entwürfen zu einer, noch von dem inzwischen verstorbenen Theodor Geiger angeregten internationalen Untersuchung über soziale Schichtung und Mobilität kam gleich zu Beginn des Kongresses eine unterschiedliche Auffassung zutage, die indes, so charakteristisch sie ist, kaum mehr beachtet wird. Während David Glass (London) die Untersuchung mit Hilfe quantitativer Methoden durchführen will und sich die demographischen Daten, die hierbei benötigt werden, von der Statistik vorgeben läßt, ohne viel nach dem objektiven Prozeß zu fragen, durch den die Gesellschaft in Schichten und Klassen zerfällt und Mobilität erzeugt oder hintangehalten wird, während er sich am Consensus orientieren will, der die einen dieser Schicht, andere einer anderen zurechnet, im Grund also den subjektiven Vorstellungen vertraut, die die Befragten äußern, hält sich Alain Touraine (Paris) außerdem an die durch den gesellschaftlichen Produktionsprozeß objektiv bestimmte, konkrete Sozialstruktur. Touraine berichtete über eine unter der Leitung von Charles Bettelheim stehende Erhebung, die derzeit in Frankreich vorbereitet wird. Es ist recht schade, daß die ISA diesen gründlichen Entwurf nicht eigens als ein Modell empfahl, das den Untersuchungen in anderen Ländern dienen könne. Seine theoretischen Überlegungen wandten sich kritisch gegen die falsche und bequeme Selbstverständlichkeit, mit der neuerdings die subjektive Äußerung benutzt wird, sich der eigentlichen soziologischen Bemühung um objektive Kriterien zu entschlagen. Die subjektive Wertung, hob Touraine hervor, ist selbst das Ergebnis eines vielschichtigen Prozesses, oft bloße Ideologie und verdient genaue

Analyse, anstatt umstandslos als abstrakte Einheit der Forschung zugrunde gelegt zu werden. Vortrefflich auch die Bemerkungen zum Begriff der sozialen Mobilität, die heute allzu einfach und mechanisch verstanden werde. Die Soziologie läuft in der Tat Gefahr, in die bedenkliche Nähe der Ideologie zu geraten, sei es, daß sie ungewollt als eine solche bereits fungiert, sei es daß sie in ihrem Eifer gar nicht die Gesellschaftsblindheit merkt, die sie heute zur Ideologie tauglich macht. Bemerkenswerter Weise verhalte die Kritik, die Touraine-Bettelheim anboten und die sich nicht bloß auf die Methodologie bezog, vielmehr die aktuelle Gestalt der soziologischen Theorie selbst betraf, wie ungehört.

Daß es sich bei der sozialen Mobilität in der Tat um ein recht komplexes Phänomen handelt, das aus dem gesellschaftlichen Gesamtzusammenhang nicht herausgelöst werden darf, unterstrich S. N. Eisenstadt (Jerusalem) in seinem eindringlichen Referat, das vom Einschmelzungsprozeß der neu nach Israel einwandernden Individuen und Gruppen ausging; er berührte hierbei u. a. die Funktion der leitenden Persönlichkeiten: ob es sich um demokratische oder autoritäre „Führer“ handelt, bestimmt ebenso die Mobilität, und statt der Integration kann die Mobilität u. U. auch desintegrierende Wirkungen nach sich ziehen. K. Okada vom Forschungskomitee der Japanischen Soziologischen Ges. berichtete über eine in 6 Großstädten vorgenommene Erhebung, die sich, wie das inzwischen üblich geworden ist, an die Meinungsäußerungen derer hält, die im Stichprobenverfahren just erfaßt werden; es fragt sich nur, ob die Ergebnisse den Aufwand lohnen. Recht häufig wurde das „Prestige“ als das hervorstechende Merkmal genommen, das die Klassen voneinander scheidet lasse, so insbesondere von dem Norweger Kaare Sv al a g o s t a (z. Zt. Kopenhagen), ohne daß über den Erkenntniswert des Prestige selbst oder gar über den Begriff der Klasse mehr ausgesagt wird, als was gemeinhin unter dem einen und dem anderen verstanden werden mag. Inwieweit eine Berufsskala etwa, die dem sozialen Prestige gemäß gestuft ist, Einsicht in die objektive Klassenstruktur einer Gesellschaft vermitteln kann, inwieweit gerade diese verfehlen muß, blieb unerörtert. Auch Andreas Miller (Rapperswil), der über das „Problem der Klassengrenze“ sprach, war allzu simpel, als daß seine Kritik an Lloyd W. Warners „formalem“ und „willkürlichem“ Klassenbegriff, den er durch „natürliche“ Einteilungen ersetzen will, die Diskussion belebt hätte. Übrigens scheint der Ausdruck „Klasse“ im allgemeinen außerhalb Deutschlands weniger affektbeladen zu sein; dafür wird er ungeniert als Synonym für soziale Schicht benutzt, was m. E. gesellschaftstheoretisch unzulässig ist.

Zur Theorie des Klassenbegriffs gab es nur wenige Referate. Sie bildete das Thema eines Beitrags von Kurt Mayer (Providence, Rhode Island). Das von Marx erstmalig formulierte Problem sei noch nicht erledigt; das Verhältnis von Klassen- und sozialer Lage, von ökonomischer Ungleichheit einerseits und der differenziellen sozialen Macht- und Prestigeverteilung andererseits habe einige Konfusion gestiftet, der auch Lloyd W. Warner erlegen sei. Mayer hält Th. Veblen, dem die beiden Lynd manche Anregung verdankten, für fruchtbarer und weist vor allem auf Max Weber hin. Heute sei Klassenbewußtsein und -aktion weniger eine Angelegenheit individueller Verhaltensweisen als vielmehr die Operation organisierter pressure groups, Körperschaften und Regierungsstellen. Die Klasse sei nicht nur psychologisch, sondern ökonomisch und, insbesondere heute, politisch zu verstehen, und zwar im Zusammenhang mit den Veränderungen, die sich seit Marx in der Industriegesellschaft vollzogen haben. Diese wurde von Helmut Schelsky (Hamburg) als „nivellierte Mittelstandsgesellschaft“ bezeichnet: in Deutschland zumindest vollziehe sich ein „Entschichtungsvorgang“ bei gleichzeitigem (irrealen) Festhalten an veralteten sozialen Leitbildern, die einmal schichtbedingt waren. Leider hat Schelsky darauf verzichtet, in der Diskussion auf den von ihm behaupteten Abbau der Klassengegensätze näher einzugehen; so ging der Kongreß über seine m. E. höchst problematische Botschaft hinweg.

Harold W. Pfautz (Providence, Rhode Island) verschmähte es nicht, nach der spezifischen Bedeutung zu fragen, die das Phänomen der sozialen Stratifikation für die Soziologie hat, während L. J. Lebreton (Paris) auf einige Schwierigkeiten aufmerksam machte, die sich bei der Wahl einer soziologischen Stufenleiter einstellen, an welcher die soziale Mobilität abgelesen werden soll. Die von Stuart C. Dodd und Henry Winthrop (Seattle) vorgetragene „dimensionale Theorie sozialer Diffusion“ habe ich nicht verstanden. F. van Heek (Leiden) demonstrierte an einem Beispiel seine These, daß mit Hilfe sogenannter Extremfälle Einsicht in vertikale Mobilität gewonnen werden kann.

Über Strukturveränderungen in Indien, Uruguay, Holland, USSR und Deutschland wurde berichtet. (Martin Bolte referierte an Stelle G. Mackenroth's über das Forschungsprojekt „Wandlungen der deutschen Sozialstruktur“, das in Schleswig-Holstein begonnen wurde). Sehr stark wurde von verschiedener Seite die Wirkung des Erziehungssystems auf die Aufstiegschancen hervorgehoben, die Herkunft und soziale Lage der Lehrkräfte, der freien Berufe und höheren Beamten (in England und Frankreich beispielsweise) dargestellt. Es

folgten Beiträge zur Agrarsoziologie: E. W. H o f s t e e (Wageningen) etwa zeigte die trübe Situation, in der sich die holländische Landbevölkerung gegenwärtig befindet. Es wurden die Familien- und die Religionssoziologie berührt. Zur Wissenssoziologie trug vor allem Reinhard B e n d i x (Berkeley) bei, der die Funktion einer Klassenideologie am Beispiel der Legitimation der englischen Unternehmer im 18. und 19. Jhd. behandelte, während Seymour M. L i p s e t (New York) nicht minder interessant und geschickt über die Beziehung von Gleichheitsglauben und sozialer Mobilität in Amerika berichtete. Es kamen die politische und die Berufssoziologie, die Sozialökologie und die Sozialpsychologie zu Wort, — erstaunlich nur, daß von den „Spannungen“, die sich aus der Differenzierung der Gesellschaft in Schichten, Klassen und Nationen ergeben, ausdrücklich kaum die Rede war. Sie waren einmal von konstitutiver Bedeutung für die Soziologie. Sie sind es auch heute noch, und nicht von ungefähr war den Konflikten, die aus ihnen resultieren, das zweite Hauptthema des Kongresses gewidmet.

Hier referierte Frau Jessie B e r n a r d vom Pennsylvania State College zunächst über den Stand der gegenwärtigen soziologischen Konfliktforschung. Wenn sie zum Schluß die Neumann'sche „Theorie der Spiele“ der Soziologie zugrundelegen empfahl, so will mir dies zwar angesichts des neuen Positivismus in der Soziologie verständlich erscheinen, doch erhellt zugleich, wie sehr mancherorts der Soziologie in ihren Bemühungen um Exaktheit die gesellschaftliche Realität außer Sicht geraten ist. Mit Recht betonte Arnold N. R o s e (Minneapolis), daß die Erforschung der Gruppenkonflikte und der Möglichkeiten ihrer Schlichtung noch in den Anfängen stecke. W. J o h n s o n , der Leiter der europäischen Abteilung von World Brotherhood, bat, daß sich die Zusammenarbeit der Sozialforschung mit den Stellen vertiefen möge, die sich praktisch um eine friedliche Vermittlung der Gruppen bemühen. Albin G. G i l b e r t (Norton) hatte gar eine eigene Strategie für die Erforschung internationaler Spannungen vorzuschlagen.

Den internationalen Spannungen und Konflikten widmete sich eine Untergruppe des Kongresses. Da gleichzeitig unter Georges F r i e d m a n n's (Paris) famoser Leitung die Untergruppe für Industriesoziologie tagte, die mich besonders interessierte, habe ich nur einige Redner hören können: Robert C. A n g e l l (Ann Arbor), der einige Forschungsgebiete skizzierte, die das Problem einer Weltordnung aufwerfe; H. C. C a l l i s (Utah), der auf die Rolle einging, die das kulturelle Erbe sowohl in der Ätiologie der Konflikte wie bei den Versuchen zu ihrer Überwindung spiele; Kurt H. W o l f f (Columbus, Ohio), der die Vorstellungen über die Vereinigten Staaten von Nord-

amerika auswertete, die das Frankfurter Institut für Sozialforschung in einer Untersuchung der deutschen Ideologie registriert hat; Charles B o a s s o n (Jerusalem), der die Furcht, die die internationalen Beziehungen heute charakterisiert, formalsoziologisch herauszuheben trachtete. Der Sozialpsychologe Walter J. H. S p r o t t (Nottingham) stellte die ausgezeichnete Frage: inwieweit eigentlich die Bemühung der Soziologen, einiges über internationale Konflikte auszumachen, für deren Verlauf relevant sei, zumal wir von den p o l i c y m a k e r s , von deren Entschlüssen wir abhängen, psychologisch nicht gar so viel wüßten.

In der von G. F r i e d m a n n geleiteten Untergruppe ging es zunächst ebenso ruhig zu wie während der Referate zum ersten Hauptthema. Unter den Konflikten wurden im allgemeinen die Arbeitskämpfe verstanden; über die Schlichtung sprachen u. a. O. K a h n - F r e u n d (London) und Paul H o r i o n (Liège). Andere Referenten untersuchten das Verhältnis von Gewerkschaft und Unternehmerschaft: der Inder R. S a k s e n a gab einen kurzen Überblick über die Geschichte der indischen Gewerkschaften; der Japaner K. O d a k a meinte feststellen zu können, daß sich der Durchschnittsarbeiter sowohl mit seiner Gewerkschaft als auch mit der Leitung seines Betriebes identifiziere. Betriebssoziologische Probleme skizzierten Frau Fr. M a g i s t r e t t i (Mailand) und Frans v a n M e c h e l e n (Brüssel). J. H a v e m a n (Croningen) und W. E. H o f s t e e (Wageningen) machten auf die Wandlungen aufmerksam, die sich in den Beziehungen zwischen Bauer und Landarbeiter in Holland in den letzten 200 Jahren vollzogen haben; E. d e D a m p i e r r e (Paris) unterrichtete über eine Erhebung, in deren Mittelpunkt eine auf dem Land gelegene Fabrik steht, ohne die das Dorf zugrunde ginge. K. G. J. C. K n o w l e s (Oxford) sprach über die Faktoren, die eine Streikneigung begünstigen oder dämpfen; er ging, wie auch Clark K e r r (Berkeley) auf die veränderte Stellung, die die Gewerkschaft in der modernen Gesellschaft gewonnen hat, ein, durch die die Arbeitskämpfe an Häufigkeit und Radikalität verlören; der Kollektivvertrage trage zur Sicherung des Wirtschaftsfriedens bei.

Der Kongreß sah sich unversehens in eine heftige, so gar nicht vorbereitete Diskussion getrieben, als M. C r o z i e r (Paris) temperamentvoll Theorie und Praxis der sogenannten *human relations* angriff, die er schlechthin als eine bewußte Irreführung kennzeichnete. Er nannte die Bewegung der „Zwischenmenschlichen Beziehungen im Betrieb“, die inzwischen zu einem blühenden Geschäftszweig geworden ist, eine falsche Wissenschaft und eine falsche Demokratie obendrein. Sie befördere die Tendenz, das neue „Führertum“ der Manager akzep-

tabel zu machen. Der „unnormale“ Widerstand, den der Arbeiter diesen Bestrebungen gegenüber leiste, beruhe keineswegs auf privaten Schwierigkeiten, die er etwa mit seiner Familie habe, sondern rühre aus den realen Lebensbedingungen (die allerdings, was Crozier verschwieg, ihn nicht minder zur Anpassung zwingen). Crozier hatte den Mut, zu sagen, daß eine Industriesoziologie, die sich den Ergebnissen der Meinungsumfrage überläßt und in der Pflege der *human* und der *public relations* erschöpft, dagegen den sozialökonomischen und politischen Zusammenhang übersieht, in dem sich die grundlegenden soziologischen Veränderungen vollziehen, die also keine historischen Perspektiven kennt, nicht den Ehrentitel einer Theorie verdient, daß der Aufwand statistischer Objektivität bloß eine ebenso altbackene wie dreiste Ideologie zu verdecken habe. Diese Herausforderung löste eine heftige Diskussion aus. E. C. Hughes (Chicago) suchte zu beschwichtigen: das Wort *human relations* sei anfangs ob seiner Neutralität benutzt worden, um den Befunden, auf die die Industriesoziologie unverhofft gestoßen sei, einen Namen zu geben. Talcott Parsons (Harvard) suchte die Bewegung der *human relations*, wenn ich ihn recht verstanden habe, in Schutz zu nehmen. F. Pollack (Frankfurt) und T. Pirker (München) wiesen auf die Dialektik hin, die dem Prozeß innewohnt, der mit den Bestrebungen in Gang kommen kann, die auf eine Verbesserung der Beziehungen im Betrieb abzielen. Gewichtig dürften auch die Einwände von Harold L. Sheppard (Detroit) sein, die er in seinem Beitrag bot: Elton Mayo und seine Mitarbeiter unterschätzten die ökonomischen und politischen Faktoren, der Betrieb befinde sich keineswegs, wie es bei Mayo den Anschein habe, isoliert und in einem sozialen Vakuum. Vor allem würde das Bestehen von Arbeiterorganisationen völlig vernachlässigt. Die Zusammenarbeit von organisierter Arbeiterschaft und dem nicht minder organisierten Unternehmertum sei, weiß Gott, nicht auf die gleiche Weise herzustellen, wie die einer Fußballmannschaft. Die Machtverhältnisse, die Werte und Interessen, die heute den Ausschlag geben, lassen sich nicht auf rein persönliche Beziehungen reduzieren. Über der Kleingruppe, der gegenwärtig die amerikanische Soziologie manche Beachtung schenkt, vergäße sie, daß die Beziehungen der großen Verbände, von denen einige internationale Reichweite besitzen, gesellschaftlich weit belangvoller, daher für die soziologische Theorie erst recht von Gewicht sind.

In der dritten Untergruppe befaßten sich die meisten Referate mit Assimilationsprozessen. René Clémens berichtete über eine soziographische Untersuchung der Eingliederung italienischer und polnischer Arbeiter im Lütticher Raum, Edmund Dahlström (Stockholm)

über estnische Flüchtlinge in einer schwedischen Gemeinde, und Alain Girard (Paris) über Einwanderer in Frankreich. Viel zu kurz waren die bemerkenswerten Ausführungen von Radhakamal Mukerjee (Lucknow) über die mannigfachen Spannungen, mit denen das neue Indien sich herumzuschlagen hat und aus denen, wie später V. Jagannadham zeigte, für den Soziologen sehr konkrete Aufgaben erwachsen. Ich frage mich, ob gegenüber diesen Aufgaben, deren Bewältigung zur Veränderung nicht bloß Indiens beiträgt, die „logarithmische Hypothese des Verhältnisses von sozialer Distanz und Intensität“, die Stuart C. Dodd und Keith S. Griffiths vortrugen, bei allem Scharfsinn, an den ich nicht heranreife, nicht doch bloß eine müßige Spielerei ist. H. Z. Ülken (Istanbul) zeigte am anatolischen Beispiel, wie die ursprüngliche ethnische und religiöse Heterogenität allmählich einer kulturellen Homogenität zu weichen beginnt.

Das dritte Hauptthema des Kongresses wurde von A. N. J. den Hollander eröffnet. Neben einer Reihe zusammenfassender Berichte über Holland, Israel, Dänemark, Japan, Australien, Indonesien, Ost- und Westafrika, standen solche über einzelne Institute und Arbeiten (so u. a. die Darmstädter Gemeindestudie und die Gemeindestudien des Unesco-Instituts für Sozialwissenschaft in Köln, das Institut für Sozialforschung in Frankfurt, das Soziologische Institut der Reformierten Kirche in Holland, die Sozialforschung an der Nationaluniversität in Mexiko, das ostafrikanische Institut für Sozialforschung in Uganda, das Centre Économie et Humanisme in Paris, das die Tradition *Le Plays* wahrt), dann über verschiedene Einzelprojekte (z. B. über die japanische Familie, die Jugendbewegung in Israel, zur Soziologie der Rundfunkmusik, über die Unesco-Untersuchung der Einstellung der deutschen Jugend zur Autorität), schließlich einige wenige Beiträge zur soziologischen Theorie: Stuart C. Dodd und Ch. Turabian entwarfen ein „dimensionales System humaner Werte“, Eugène Dupréel (Brüssel) ließ sich über eine Generalisierung des Gegenstands der Soziologie aus, René König (Köln) berichtete über einige Erfahrungen mit den Techniken der Sozialforschung. Mir gefiel insbesondere der Bericht von Pierre Fouilhé (Paris) über seine, französischen Kinderzeitungen gewidmete Studie, und der eigenwillige Robert Pagès (Paris), der den Affekten und ihrer Rolle, die sie in den sozialen Mechanismen spielen, nachzugehen gedenkt.

Gewiß gaben diese Berichte keinen vollständigen Überblick über den Stand der Soziologie; Max Horkheimers Bericht für die Library of Congress ist zum Beispiel in Hinsicht auf Deutschland ergänzend heranzuziehen. Der erfreuliche Eindruck, daß die Soziologie allenthalben (mit Ausnahme, wie gesagt, der sowjetischen Einflußsphäre)

anerkannt ist, wird von dem andern überschattet, daß über der ausgebreiteten Forschung die Theorie denn doch zu kurz zu kommen scheint. Unter Theorie wird häufig jegliche *ad hoc*-Hypothese verstanden, die die Verifikation ihrer Begriffe bereits erreicht sieht, wenn die befragten Tatbestände irgend quantifiziert werden konnten; über deren „Messung“ geht allzuoft der widersprüchliche Inhalt verloren, der theoretisch nun wirklich relevant wäre. Die Ergebnisse sind folgerichtig mager, die Exaktheit fragwürdig. Immerhin hat die Besinnung aufs theoretische Durcharbeiten ihrer Probleme nicht bloß in USA bereits eingesetzt, und so steht zu hoffen, daß sich auch in den Ländern, die sich zur Zeit besonders scharf empiristisch geben (wie z. B. in den skandinavischen), die Wendung zur Theorie nicht ausbleibt, die freilich der empirischen Forschung durchaus bedarf. Interessant, daß es auf dem Lièger Kongreß gerade die „Exoten“ waren, der Inder K. P. M a i t i und der Neger K. A. B u s i a, die von den realen Veränderungen her, die sich in ihren Heimatländern vollziehen, auf eine diesen sich anschmiegende Theorie bestanden.

Morris G i n s b e r g (London), dieser feine Kopf, hatte sich genötigt gesehen, auf die Selbstverständlichkeit hinzuweisen, die vielen heute entgeht, daß nämlich die soziologische Theorie der empirischen Mannigfaltigkeit nur begegnen kann, wenn sie wertend sich ihr nähert, d. h. wenn ihre Überlegungen philosophisch fundiert sind. Damit ist aufs engste auch die Frage der Berufsethik verbunden. Sie bildete das vierte Hauptthema, das ferner die Ausbildung und die (öffentliche) Tätigkeit des Soziologen berührte. Auch hier ging aus einzelnen Berichten hervor, daß Ausbildung und Unterricht keineswegs, selbst in Frankreich und Amerika nicht, den Erwartungen entsprechen, die die allgemeine Anerkennung der Soziologie hervorrufen mag. Wichtig scheint mir die Besinnung zu sein, die von einigen Soziologen, hierunter Everett C. H u g h e s, Alfred McClung L e e (New York)²⁾, C. P e l l i z z i (Florenz) und Edgar M o r i n (Paris) gefordert wurde: daß der Soziologe sich der Verantwortlichkeit bewußt zu sein habe, die er der Gesellschaft schuldet, daß er Selbstkritik, Selbstanalyse üben und die Aussprache mit anderen nicht scheuen müsse. Ruth G l a s s (London) hielt mit ihrem Pessimismus nicht zurück: soviel werde von Berufsethik gesprochen, daß darüber vergessen werde, in welcher Weise diese inzwischen fortgeschritten sei, so sehr nämlich, daß mancher, um nicht als unwissenschaftlich zu erscheinen, sich scheue, zwischen „gut“ und „böse“ zu unterscheiden. Andere machten

²⁾ Lees Beitrag ist unter dem Titel „Richtmaße und ethische Grundsätze in der soziologischen Forschung“ jetzt in der Kölner Zeitschrift für Soziologie, Jg. V (1952/53), S. 401 ff., erschienen.

darauf aufmerksam, daß die Anerkennung, die die Soziologie gefunden habe, seit sie von Regierungsstellen, der Industrie und den Gewerkschaften zur Mitarbeit und Mitverantwortung herangezogen werde, ihr auch das Risiko der Käuflichkeit beschert habe: die Abhängigkeit von denen, die ihre Forschungen finanzieren.

Es ist erfreulich, berichten zu können, daß dieser Kongreß nicht bloß eine Fülle von großenteils recht interessanten Referaten vorlegte, sondern auch der Kritik Raum gab, die m. E. mit vollem Recht die Notwendigkeit theoretischer Fundierung betonte. Eine Soziologie „ohne Gesellschaft“ geriete sonst leicht zu einem Verwaltungsressort, zwar mit „Laufbahnen“, aber der Geist wäre ihr genommen, der sie beseelt.

Zum Schluß ist zu erwähnen, daß zum neuen Präsidenten der ISA Professor Robert C. A n g e l l (Ann Arbor) gewählt und Leopold v o n W i e s e (Köln), der leider nicht anwesend sein konnte, neben Georges D a v y und Morris G i n s b e r g ins Vizepräsidium berufen wurde. Dem Forschungskomitee, dessen Leitung Prof. David G l a s s anvertraut ist, gehören als deutsche Mitglieder René K ö n i g (Köln), der jetzt auch die Deutsche Gesellschaft für Soziologie offiziell bei der International Sociological Association vertritt, und Helmut S c h e l s k y (Hamburg) an³. H e i n z M a u s - Frankfurt a. Main